

ULRIKE BERGMANN: „*Lebe und sei so glücklich als du kannst.*“ *Johanna Schopenhauer. Eine Biographie.* Reclam Verlag Leipzig 2002, 348 S.

GABRIELE BÜCH: *Alles Leben ist Traum. Adele Schopenhauer. Eine Biographie.* Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2002, 418 S.

Die Schopenhauers im Plural. Johanna und Adele Schopenhauer in zwei Biographien

„Die Schopenhauers“: ein eigentümlicher Plural.¹ Wenn Philosophen, besonders große, schon grundsätzlich Einzelgänger sind, selbst wenn sie es zu Paar- und Familienbildungen bringen – wievielmehr dann der „Buddha von Frankfurt“, dieser notorische Menschen- und zumal Frauenverächter. Allenfalls bringt er es, wie auf Wilhelm Buschs berühmter Zeichnung, zur Pudelbegleitung. Wie selbstverständlich reden wir im Singular von „Schopenhauer“. Und dieser „Schopenhauer“ hat offenbar weder eine den Plural erfordernde Mutter noch eine Schwester gehabt. Zwar weiß man bei fortgeschrittenen biographischen Kenntnissen von einer Johanna und einer Adele Schopenhauer. Aber erstere, das war doch diese unmütterliche, diese Rabenmutter, und die kleine Schwester jener unglückselige Blaustrumpf, den sich niemand unter den männlichen Zeitgenossen an- oder zuziehen mochte, auch der große Bruder nicht.

Hätte man indessen um 1820 die Jauchsche Millionenfrage nach dem Namen Schopenhauer gestellt, so hätte die überragende Mehrheit des zeitgenössischen Fernsehpublikums ganz ohne Frage auf die bekannte, von keinem Geringeren als Goethe hochgeschätzte Roman- und Reiseschriftstellerin Johanna Schopenhauer getippt. Und gut 25 Jahre später hätten Literaturexperten und solche für die exquisite schwarze Kunst des Scherenschnitts noch Adele Schopenhauer hinzugefügt, von Arthur einstweilen kaum die Spur einer Ahnung. Das sollte sich erst im Lauf der 50er Jahre ändern, dann freilich gründlich.

Heute, wo der Weltrang Arthurs außer Frage ist, besteht kein Anlaß, die so unterschiedlich verlaufene Rezeptionsgeschichte grundsätzlich zu revidieren. Die nie ganz vergessene Johanna Schopenhauer hat immerhin im Gefolge der neueren Frauenbewegung eine verdiente Beachtung gefunden. Es gab Neudrucke ihres bekanntesten Romans *Gabriele*, ihrer Erzählung *Der Schnee*, ihrer Jugenderinnerungen und Reisebeschreibungen, dazu etliche kultur- und literaturhistori-

¹ Vgl.: *Die Schopenhauers. Der Familien-Briefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer.* Hrsg. und eingel. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1991 (Haffmans). Neuauflage München 1998 (Deutscher Taschenbuchverlag).

sche Untersuchungen, aber nach den Skizzen von Gertrud Dworetzki noch keinen umfassenden biographischen Versuch. Adele wiederum scheint auch rezeptionsgeschichtlich jenes Dasein eines „geborenen Halbschattens“ fortzusetzen, als den sie sich selber empfand.

Die doppelte Lücke wird jetzt durch zwei gleichzeitig erschienene Biographien geschlossen. Ulrike Bergmann legt eine wohlinformierte, aus den primären Quellen gearbeitete Biographie vor, die Einfühlung mit kritischer Distanz verbindet. Der kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Hintergrund ist vorzüglich präsent.

Das Buch von Gabriele Büch, das sich entgegen der Marketing-Verheißung des Titels mit einem nichts weniger als traumhaften Leben befaßt, darf als biographische Pionierleistung gelten. Wie bei Bergmann folgt die Darstellung so weit wie möglich den primären Quellen. Auch als Autorin wird Adele so eingehend wie bisher noch nie gewürdigt. Die chronologische Ordnung wird zugunsten thematischer Querschnitte zurückgedrängt. Das bringt Aussparungen und Wiederholungen mit sich. Adeles schweres Leben bekommt öfters etwas gleichsam „Serielles“. Die Perspektive ist ebenfalls nicht unkritisch. Aber mehr noch als bei Johanna bestimmt eine schöne Einfühlung das Bild.

Die Divergenzen zwischen den beiden Biographien, wo sie denselben Stoff haben, sind im Ganzen nicht gravierend. Bergmann spricht im Zweifelsfall eher sexuellen Klartext, während Büch trotz der offensichtlichen Neigung Adeles zu Frauenfreundschaften, Frauenlieben vorsichtiger, diskreter ist.

Beide Autorinnen, vor allem Büch, lassen gelegentlich die historische Distanz hinter sich, um sich selber schriftstellerisch in der unmittelbaren Darstellung zu versuchen. Zur Tür herein treten Johanna und Adele darum noch nicht. Ob beider ineinander verknäultes Leben überhaupt als Einzelbiographie geschrieben werden kann, wie es bei Arthur geboten ist, steht dahin. Vielleicht hätte eine konsequente Duographie, zu der es bei beiden Biographinnen natürlich immer wieder Ansätze gibt, dem Stoff noch besser getan.

Überblickt man die Geschichte der Schopenhauers im Zusammenhang, so stellt sie sich wie eine Illustration jenes berühmten „Verfalls einer Familie“ dar, den ein großer – auch an Mißverständnissen großer – Leser Arthur Schopenhauers beschrieben hat: Thomas Mann in seinen *Buddenbrooks*. Die Manns sind neben den Feuerbachs oder in England den Brontës, den Shelleys auch eine der wenigen Familien, die den Schopenhauers das kreative „Wasser reichen“ kann.

„Verfall einer Familie“ – auf allen Ebenen: Der Vater tötet sich. Sein Handelshaus wird liquidiert. Die Mutter verschwendet tunlichst, wie es scheint, das Erbe der Kinder. Mutter und Sohn zerstreiten sich hoffnungslos. Bei dem Bankrott eines Danziger Großschuldners gehen beträchtliche Teile des Familienvermögens verloren. Im Anschluß daran zerreißen die familiären Restbindungen

fast ganz. Die Mutter verarmt, verliert auch den Glanz des Goethe-Kreises, in dem sie sich etliche Jahre sonnen konnte. Adele liebt sich unglücklich durch ihr enttäushtes Leben. Nur Arthur bleibt übrig; aber auf welchem familiären Ruinenfeld! Das Nichts, das er am grandiosen Schluß seines Hauptwerkes als nur relatives beschwört, scheint sich familiär zum absoluten auszuwachsen. Kurzum: Nicht nur „Verfall einer Familie“, sondern sogar Zerfall.

Gleichzeitig ist freilich ein unerhörter schöpferischer Steigerungsprozeß zu beobachten, auch das wieder anklingend an ein Syndrom Thomas Manns. Und dieser Steigerungsprozeß hängt zusammen mit dem Geist einer Familie, die nichts weniger als eine Heilige Familie war und eben daraus außergewöhnliche Befreiungsgrade gewann.

Johannas Unkonventionalität, ihre Toleranz wie ihre entschlossene künstlerische und menschliche Selbstverwirklichung, lassen sich prägnant in drei biographisch entscheidenden Situationen fassen. Als sie sich im Herbst 1806 mit Adele in Weimar niederläßt, da wird ihr so etwas wie die Gnade einer historisch doppelt günstigen Ankunft zuteil. Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt kann sie sich als geistesgegenwärtige, couragierte, welterfahrene und großzügig hilfsbereite Frau profilieren. Gleichzeitig zieht der seinen „Bettschatz“ ehelichende Geheime Rat Goethe, der gegenüber bourgeoisen wie aristokratischen Philistern die Unterstützung einer unverbiesterten Liberalen wie Johanna gebrauchen kann, als Dauergast in ihre bald berühmten Teegesellschaften ein. Johannas Brief an Arthur über Goethes „alte geliebte Vulpius“ ist von souveräner Nonchalance, auch von einem im großen Britannien erworbenen Understatement: „Ich dencke wenn Göthe ihr seinen Namen giebt können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben.“

Vielleicht noch bemerkenswerter Johannas Freimut, als der mit ihrer Hilfe von seiner Kaufmannsfron befreite Arthur bei seinem Umzug nach Gotha bzw. Weimar auf Distanz zu halten ist, weil er als Nachfolgpatriarch des tyrannischen Mannes das Laissez-faire ihrer Lebensführung bedroht: „Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein.“ Die Gluckenrolle hat sie nicht im Repertoire.

Und das befähigt sie schließlich auch zu jener zitierenswertesten aller familiären Maximen, als es zwischen ihr und dem Sohn über ihren Hausfreund und wohl auch Geliebten Müller von Gerstenbergk zu unlösbaren Differenzen kommt: „Wir beide sind *Zwei* das Wort habe ich zu oft von Dir gehört als daß ichs nicht behalten haben sollte.“ Es ist schlüssig, wenn die Biographie von Ulrike Bergmann auf diesem Hintergrund noch in den vermeintlich so eindeutigen, als sentimentalisierte weibliche Verzichtspolitik verschrieenen „Entsagungsromanen“ Johannas, nach Ludwig Börnes sarkastischem Wort einem „ununterbro-

chenen Opferfest“, die Spuren der Selbstbewahrung und Selbstverwirklichung sucht.

Ganz anders freilich, trauriger, bitterer scheint es um Adele zu stehen. Ist sie nicht zwischen den Willenspotenzen von Mutter und Bruder zerrieben worden? Die Literatur hat lange Zeit diesen Eindruck vermittelt – und im übrigen gerne das Bild einer zwar talentierten, aber nun einmal potthäßlichen, vor der Zeit alt und altklug gewordenen Jungfer der Schönen Künste entworfen. Die Karikatur Thomas Manns in „Lotte in Weimar“ gibt die „Demoiselle Schopenhauer“, die „Adelmuse“, eine Art Donna Quichotta des Weimarer Musenvereins mit ihrer sächselnd-altklügelnden Logorrhöe, gnadenlos dem Gelächter preis.

Tatsächlich geben Adeles Tagebücher und Briefe diesem Bild einige Nahrung. Wir sehen sie als immer *verliebt*es, meist *beliebt*es, nie richtig *geliebt*es altes Mädchen, das exaltiert seine überhitzte Gefühlskultur pflegt, ohne jemals mit der Realität in die Wochen zu kommen; dessen Innenleben stets in dem Maße ins Kraut schießt, wie es jede unmißverständliche Äußerung vermeidet. Und auch die „schwarze Kunst“ Adeles, ihre Scherenschnitte, tändeln zu sehr mit geflügelten Amorinen und Amoretten, als daß man darin die Schwere und die Tapferkeit dieses ganz und gar nicht beflügelten Lebens wirklich spüren könnte. Doch bei näherem Zusehen entdeckt man eine eindrucksvolle Frau mit einem bewegenden Geschick.

Adeles Beziehung zu Johanna ist von tiefer Zwiespältigkeit geprägt. Illusionsloser, härter kann eine Tochter ihre Mutter nicht sehen; Adele ist nichts weniger als naiv; sie feiert keine *Opferfeste* angeblicher Selbstlosigkeit. Allerdings hat sich Adele nie von ihrer Mutter wirklich gelöst. So gerät sie nach dem Bruch zwischen Johanna und Arthur zwischen die Fronten.

Gleichwohl bewahrt sie beiden eine erstaunliche Loyalität. Sie sucht zu vermitteln und wenigstens etwas Wärme in die zerrütteten Familienverhältnisse zu bringen. Die Beziehung zu Arthur nimmt sie ohne Wissen der Mutter wieder auf. Zugleich widerspricht sie seinen Invektiven und verteidigt sogar Johannas Rang als Autorin gegen seine Frauenfeindlichkeit. Am Ende wirbt sie, wenn nicht um Verständnis, so doch um Mitleid für „die alte Frau“. Kurz: Auch Adele verfügt im Konfliktfall – und in dieser Familie gibt es fast nur Konfliktfälle – über die Widerstandskraft, die das gemeinsame charakterologische Erbteil der Schopenhauers ist.

Ihre eigene Lebenslinie freilich endet bis auf die Beziehungen, die ihr Freundschaftsgenie pflegt, in Düsternis. Von der „glänzlichen Schutz- und Rathlosigkeit“ der Halbwaisen bis zur Grenzsituation zwischen Wahnsinn und Selbsttötung reichen die Extreme ihres Lebenslaufs. Von den Rollen, die sie für sich resümiert – „Schwester, Freundin, Tochter, Frau, Mutter, Hausfrau“ und wohl auch Geliebte – sind ihr die ersehntesten vorenthalten geblieben.

Unter allen Schopenhauers – das ist für Leser, die auf den Namen Schopenhauer fixiert sind, das vielleicht erstaunlichste Resultat – ist sie die eigentlichste Schopenhauerianerin. Sie ist zutiefst mit der „Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens“ geschlagen, die Arthur so eindrucksvoll beschrieben hat. In einem bewegenden Brief an den Bruder findet sich ihr ungeschöntes Selbstporträt:

Ich suchte mir zu helfen und fand Mittel aus, das Leben zu ertragen, ohne Freude, aber doch ohne Klagen, und mein Körper blieb länger krank als meine Seele (...) Ich lebe ungern, scheue das *Alter*, scheue die mir gewiß bestimmte *Lebenseinsamkeit* (...) Ich bin stark genug um diese Öde zu ertragen, aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe. (...) trifft es mich – *eh bien!* einmal endigt es mir gleich viel wann (...) Doch bin ich nicht menschenscheu. Du glaubst die menschliche Natur zu kennen, ich manchmal auch, manchmal bescheide ich mich, und glaube, daß ich anfangs *mich* zu kennen.

Am 25. August 1849 stirbt sie, bis zum Tode von ihrer Bonner Freundin und späten Lebensgefährtin Sibylle Mertens-Schaaffhausen gepflegt, an Unterleibskrebs.

Ludger Lütkehaus, Freiburg